

"Meine Schweine erkenne ich am Gang": zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten

Reichertz, Jo

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reichertz, J. (1990). "Meine Schweine erkenne ich am Gang": zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten. *Kriminologisches Journal*, 22(3), 194-207. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-55233>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

„Meine Schweine erkenne ich am Gang“ Zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten

Jo Reichertz
Universität Hagen

„Einbrecher wird man nicht mit fünfundfünfzig, kurz vor der Rente“, erzählt Werner Peters, seines Zeichens Kriminalkommissar in einer Großstadt¹ und schon 20 Jahre im Dienst, seinem wissenschaftlichen Interviewer. „Einbrecher wird man mit zwölf oder dreizehn, manchmal etwas später. Man betreibt dieses Geschäft bis man heiratet, etwa bis dreißig oder fünfunddreißig. Typischer Karrierebeginn: Beförderungser-schleichung, Diebstahl von Kleinigkeiten, dann Fahrrad- und Mopeddiebstahl, dann der erste Kioskeinbruch. Hier zeigt sich die Besonderheit des Täters am besten. Kam er durchs Fenster, durchs Dach oder durch die Tür, mit wieviel Gewalt, was hat er gesucht, mit welcher Sorgfalt, was nahm er mit, was hat er dagelassen, hat er etwas zerstört und hat er versucht, seine Spuren zu verwischen? Hat sich eine Vorgehensweise einmal bewährt, dann wird sie wiederholt. Meist ist es auch das, was der Täter aus bestimmten Gründen besonders gut kann. Die einzelnen Täter kennt man mit der Zeit, wenn man viele Jahre beim Einbruch arbeitet. Man hat sie alle schon mehrfach gesucht, verhaftet und vernommen, kennt ihre Geschwister und Eltern, ihre Freunde und ihre Konkurrenten. Man weiß, wie sie rauchen, wie sie sprechen, wie sie sich kleiden, welche Vorlieben sie haben, welche Wagen vor ihrer Tür stehen, wo sie sich aufhalten, ob sie beim Lügen rot werden oder nicht. Wir können zusammen durch die Innenstadt gehen und ich sage Ihnen: ‚Das ist ein Bommel und das nicht!‘ – auch wenn ich den Typen persönlich nicht kenne. Meine Schweine erkenne ich nämlich am Gang.“

Man kann die Behauptung des Kriminalkommissars bezweifeln (übrigens zu Recht, wie ein empirischer Test erbrachte), man kann auch (und zwar mit Gründen) die These von der Perseveranz des *modus operandi* – wie das

im Polizeideutsch heißt – anfechten, aber darum geht es in diesem Aufsatz nicht. Hier geht es allein um die *Typisierungsleistung*, die der Kriminalbeamte bei seiner Tätigkeit erbringen muß. In unserem Beispiel finden sich gleich zweimal Typisierungen: einmal wird die *Tatausführung*, dann wird das *Täterverhalten* zu etwas Typischem kondensiert. Wie gelingt nun den Beamten die Zusammenfassung sehr vieler und sehr unterschiedlicher Beobachtungen zu einem stilisierten Bild, das sie andernorts wiederzuerkennen glauben? Und – so die nächste Frage – wie gelingt es Wissenschaftlern, bei Kriminalbeamten, deren Tun sie beobachten, typisches Verhalten zu entdecken oder gar einzelne Beamte einer Gruppe von Kriminalisten zuzuordnen, für die ein bestimmtes Handeln typisch ist? Für Wissenschaftler und für Polizisten ergeben sich also zwei sehr ähnliche Fragen: Zum einen fragt sich, wie es gelingt, Typen zu *generieren*, zum anderen, wie man mit diesen Typenbegriffen *umgehen* kann, wie sie in der alltäglichen Arbeit genutzt werden können. Vor allem die zweite Frage möchte ich im weiteren behandeln, aber ich fürchte, einiges wird ungeklärt bleiben. (Gewiß werde ich auch auf die erste Frage eingehen – wenn auch nicht so ausführlich –, da beide Fragen nur analytisch, jedoch nicht praktisch so scharf von einander abzugrenzen sind.)

1. Über das Typisieren und den Umgang mit Typisierungen

Wenn man ernsthaft damit beginnt, seine in der Feldarbeit erhobenen Daten auszuwerten, dann stellt sich sehr schnell die Frage, wie man ein wenig Ordnung in sein Datenchaos bringen kann. Das ist nur zu einem geringen Teil eine arbeitsorganisatorische Frage (Sortieren der Daten), sondern sehr viel mehr die Frage, wie die unüberschaubare Mannigfaltigkeit der Daten zu wenigen handhabbaren Begriffen verdichtet werden kann. Im Prinzip läßt sich die Frage allerdings recht leicht beantworten: Man betrachtet die erhobenen Daten unter der Perspektive der interessierenden Fragestellung, markiere dann eine Reihe von Merkmalen und gruppiere dann eine bestimmte Anzahl und Kombination von Merkmalen zu einer Form. Diese Form kann man jetzt „Typus“ nennen und die Tätigkeit des Formens „Typisieren“.

Zur besseren Eingrenzung noch folgende Unterscheidung: *Typisierung* nenne ich die geistige Anstrengung, welche vor dem Hintergrund von Interessen, Fragestellungen, Hoffnungen und Befürchtungen die Daten seiner Wahrnehmung ausdeutet und am Ende von der typischen Besonderheit eines Falles weiß. *Generalisierung* nenne ich die geistige Tätigkeit, welche aufgrund der Ausdeutung vieler Fälle auf eine allgemeine Aussage schließt, welche auch für weitere Fälle gelten soll. Strukturell gesehen, sind beide Operationen einander sehr ähnlich: beide sind eher weniger als mehr logische Schlußverfahren und beide schließen von Handlungsergebnissen auf eine dahinter liegende Regel. Generalisierungen sind möglicherweise expliziter, formaler, standardisierter und kritisierbarer.

Aber hier geht es mir erst einmal nur um Typisierungen, und zwar anfangs um den *Akt des Typisierens*, später dann um den *Umgang mit den Typisierungen*. Bei den Akten des Typisierens gilt es, zwei Varianten zu unterscheiden: So kann man seine Daten ausdeuten und zu dem Ergebnis kommen, daß die zusammengestellte Merkmalskombination einer anderen, bereits im Repertoire der vorhandenen Interaktionsgemeinschaft in den wesentlichsten Punkten gleicht. In diesem Fall kann man den bereits existierenden Begriff für diese Kombination benutzen, um die „eigene“ Form zu benennen. Die logische Form dieser Operation ist die der qualitativen Induktion².

Die andere Variante der Typisierung besteht darin, seine Daten auszudeuten und eine Merkmalskombination so zusammenzustellen, daß sich im gesellschaftlich bereits existierenden Vorratslager bereits bewährter Figuren kein entsprechendes Pendant findet. Die logische Form dieser Operation ist die Abduktion. Hier hat man sich (wie bewußt auch immer und aus welchen Motiven auch immer) entschlossen, der bewährten Sicht der Dinge nicht zu folgen.

Jede Typisierung beruht in dieser Sicht auf einer gedanklichen Konstruktion, entweder schließt man sich einer bestehenden an oder entwirft eine neue. Wie man sich in der Praxis solche Typisierungsarbeit vorzustellen hat, beschreibt Weber bei seiner Charakteristik des Idealtypus sehr gut: „Er wird gewonnen durch die einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandener Einzelercheinungen, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankenbild“ (WEBER 1973, S. 191).

Fluchtpunkt dieser selektierenden Aufmerksamkeit ist nicht notwendigerweise eine möglichst hohe Rationalität, obwohl dies bei einigen Fragestellungen durchaus der Fall sein könnte. Fluchtpunkt ist vor allem der Nutzen, den die entwickelte Typik für die interessierende Fragestellung beibringt. Einerseits bringt sie Ordnung und die Mittel der sprachlichen Darstellung, wobei Ordnung und Darstellung je nach Bedarf endlos differenziert also weitergetrieben werden kann. Dies ist nichts anderes als der „Versuch, auf Grund des jeweiligen Standes unseres Wissens und der uns jeweils zur Verfügung stehenden begrifflichen Gebilde, Ordnung in das Chaos derjenigen Tatsachen zu bringen, welche wir in den Kreis unseres Interesses jeweils einbezogen haben“ (ebd. S. 207).

Andererseits sind diese Typisierungen, weil in ihnen Ordnungen eingelassen sind, unverzichtbare Werkzeuge, wenn es darum geht, aus der hypothetisch verstandenen, weil geordneten Vergangenheit Hypothetisches über die Zukunft prognostizieren zu können – kurz: wenn es darum geht, Antworten auf die Frage „What to do next?“ zu produzieren?³ Typisierungen sind immer an zukünftigem Handeln orientiert.

Wie kann man nun mit solchen Typisierungen umgehen? Um diese Frage zu beantworten, muß man sich über den Status seiner Gebilde klarwerden. Daß Typen keine Wiedergaben von Wirklichkeit sind, dürfte auf der Hand liegen. Sie sind auch nicht irgendeine aus dem Modellbau bekannte kleinere Version eines größeren Originals. Sie reduzieren auch nicht die Wirklichkeit auf die wichtigsten Bestandteile. Typisierungen orientieren sich nicht an einer wie auch immer beschaffenen Wirklichkeit dort draußen, sondern sie sind gedankliche *Konstruktionen*, mit denen man gut oder weniger gut leben kann. Für manche Zwecke sind bestimmte Konstruktionen von Nutzen, für andere wieder andere. Manche haben sich bewährt und werden immer wieder benutzt, andere scheitern an jeder Bewährungsprobe. Typisierungen sind deshalb nie endgültig abgeschlossen und immer auf Widerruf vorgenommen. Solange sie bei der Bewältigung einer Aufgabe hilfreich sind, werden sie in Kraft belassen; ist die Hilfeleistung eingeschränkt, dann müssen Differenzierungen vorgenommen werden; erweisen sie sich als nutzlos, werden sie verworfen – bis auf weiteres. Eine schöne Metapher für einen solchen Umgang mit Typisierungen hat Becker formuliert:

„Suppose that the face of some hero is being carved on the side of a mountain. The engineer-sculptor did not determine the form and composition of that mountain, but he must nevertheless go to work. He begins by building a scaffold in order to reach the surface of the mountain with hammer, drill and dynamite. For preliminary purposes, the scaffold can be of very open construction, without a great many stages, because the first step is to remove irregularities and prepare suitable working areas; such a purpose is sufficient justification for a scaffold of highly general character. Later on, it will be necessary to rough out the features, and later still, to chisel the delicate folds and lines surrounding the eye. When these phases of the work are reached, the scaffold must be built in such a way that it gives access to the precise points of importance. Eventually, every facility of position must be provided for the workman who puts on finishing touches. The scaffold, manifestly, becomes more intricate and detailed as the purpose it serves changes“ (Becker 1940, S. 52).

Erst wird mit Hilfe eines sehr „grogen“ Gerüsts die Felswand so behauen, daß sie als Arbeitsfläche dienen kann, dann wird dieses Gerüst immer „feiner“ und komplexer. Und nur weil das Gerüst immer differenzierter wurde, konnten die Züge des Helden bis in die kleinsten Falten hinein modelliert werden. Aber diese Metapher ist an einer Stelle nicht stimmig. Zwar ist der Werkzeugcharakter von Typisierungen sehr gut illustriert, doch es entsteht ein leichts „realistisches“ Mißverständnis. Bleibt man nämlich im Bild, dann befindet sich nach Abbau des Gerüsts in der Felswand das Gesicht eines (amerikanischen) Helden, d. h. man hätte die Skulptur auch *wie entworfen* geschaffen, somit Wirklichkeit planvoll und zielgerichtet verändert. Das ist aber eine ganz andere Frage, die man nur beantworten kann, wenn man die Welt der Werkzeuge mit der Welt der geschaffenen Dinge vergleichen könnte. Was man – bleibt man in dem Bild von Becker – dagegen sagen kann, ist, daß nach Fertigstellung der Skulptur das Gerüst sehr große Ähnlichkeit mit der *Hohlform* des geplanten Heldengesichtes aufweisen wird⁴.

Eine Metapher, welche diesen Aspekt der konstruierten Typisierungen besonders gut verdeutlicht, stammt von Maturana: „Wenn der Pilot ohne Sicht fliegen und landen muß, dann muß er die Anzeiger der Instrumente seines Flugzeuges innerhalb genau spezifizierter Grenzwerte halten oder einer Reihe spezifischer Variationen folgen. Wenn der Pilot die Maschine nach der Landung verläßt, könnten seine Frau und seine Freunde zu ihm kommen und sagen: ‚Das war ein wunderbarer Flug mit einer exzellenten Landung!‘ (. . .) Der Pilot könnte antworten: ‚Was für ein Flug? Was für eine Landung? Ich bin nicht geflogen, ich habe nur meine Anzeigegeräte in bestimmten Bereichen konstant gehalten.“ Tatsächlich gab es einen Flug nur für einen äußeren Beobachter (. . .) (Maturana 1987, S. 105).

Wenn man einen persönlichen Computer besitzt, dort (ohne das Handbuch gelesen zu haben) einen Flugsimulator lädt und dann auf Nachtflug eingestellt, kann man das von Maturana entworfene Szenario einmal selbst durchspielen: Vor sich sieht man eine Fülle von Instrumenten, über die man sich seine Gedanken macht. Man beobachtet die einzelnen Zeiger und deren vermeintliches Wechselspiel. Die einzige Rückmeldung, die der unerfahrene Flugschüler erhält, ist die Absturzmeldung. Diese liefert einem der große Bruder bei den ersten Versuchen im übrigen sehr schnell. Erste Hypothesen werden gebildet, welche Instrumente besonders wichtig sind und in welchen Bereichen die Zeiger besonders günstig stehen. Nach sehr vielen Abstürzen hat man sich dann eine hypothetische Welt zusammengebaut, durch die man seine Maschine schadlos steuern kann, solange keine neue, noch nie erlebte Instrumentenanzeige auftaucht. Passiert dies, ereignen sich erneut einige Abstürze, die dann enden, wenn es aufgrund der Deutung der Instrumente oder schlicht aus Zufall gelungen ist, so zu reagieren, daß die Absturzmeldung ausbleibt. Der „Profi“ am Flugsimulator, der auch nachts mit seiner Maschine ohne Schramme enge Täler durchfliegt, hat sehr subtile Hypothesen über die Welt dort draußen, ohne je etwas anderes gesehen zu haben als seine Instrumente und deren Zeiger⁵.

2. Mit welchen Typen „arbeiten“ Kriminalpolizisten?

Wie typisieren nun Polizisten ihre Kunden und wie typisieren Wissenschaftler die typisierenden Polizisten? Unser Kriminalkommissar Werner Peters klärt Straftagen auf, weil er seine Schweine am Gang erkennt. Sein Kollege Lindner hat eine andere Maxime. Er sagt: „Jeder Fall ist anders. Lösungen findet man durch feeling und Einsatz.“ Der jüngere Kollege Zoller ist folgender Meinung: „Was jemand tut und welche Einstellung jemand zur Gesellschaft hat, das äußert sich auch im äußeren Bild dieses Menschen. Man sieht auch jemandem an, ob er lügt oder nicht.“ Kriminaloberkommissar Meiers wirft dagegen ein: „Bei dem einen sieht man es, bei dem anderen nicht.“

Wie geht man als Wissenschaftler mit solchen Äußerungen um? Sind diese Aussagen „typisch“ für die Personen, die sie äußern, oder sagen sie mal dies, dann jedoch etwas ganz anderes? Besitzen diese Sätze eine typische latente Bedeutungsstruktur oder bilden sie nur das Bewußtsein der

Sprechenden ab? Ist das Gesagte möglicherweise typisch für die jeweils bevorzugte Variante des self-impressionments oder gar für die Persönlichkeitsstruktur? Fragen, deren Beantwortung man sich von der Untersuchung solcher Sätze erhofft, gibt es in Hülle und Fülle. Sie können konkret sein oder abstrakt, von geringer bis zu sehr großer Reichweite. Hat man einmal die Frage gefunden, auf welche die Untersuchung eine Antwort erbringen soll, hat man schon viel gewonnen, weiß man doch jetzt, welcher Aspekt der Daten einen interessiert.

Aber es gibt noch eine weitere Sorte von Fragen, die vor Beginn der Arbeit zumindest in etwa geklärt werden sollten: Soll man in diesen Äußerungen das Trennende oder das Gemeinsame suchen? Typisiert man aufgrund der Analyse empirisch erhobener Daten oder genügen einem gedankenexperimentell entworfene? Wie geht man damit um, daß man trotz aller Bemühungen nur zu Konstrukten unterschiedlicher Ordnung kommt?

Klärt man diese Fragen nicht vor einer Analyse, dann bleibt sie blind und beliebig. Daß Daten von sich aus etwas erzählen, daß aus ihnen ohne Zutun geistiger Anspannung von selbst etwas erwüchse, daß Theorien sich Schritt für Schritt aus Daten verdichten lassen, das ist eine Vorstellung, die genauso liebenswert und weltfremd ist wie die Vorstellung von der Existenz des Grals. Typisieren heißt immer, sich den Daten in einer bestimmten alltäglichen und wissenschaftlichen Einstellung nähern und – das ist wichtig – sich über den Prozeß der Annäherung reflexiv zu vergewissern.

In meiner Arbeit ist die Typisierung von folgenden Prämissen geleitet: Mich interessiert, aufgrund welcher Meinungen und Handlungen Kriminalpolizisten dazu kommen, aus vorgefundenen Tatsachen auf den Täter/ die Täterin zu schließen und hier speziell die Unterfrage: *Wie nutzen die Polizisten das Wissen um typisches Täterverhalten bei ihren Ermittlungen?* Bei der Klärung dieser Fragen will ich erst einmal, um die Arbeit beginnen zu können, aber auch, um sie zu erleichtern, viele verschiedene Typen generieren. Deshalb steht die Suche nach Trennungen erst einmal im Vordergrund. Datenmaterial sind in diesem Fall empirische Daten mit schwer einzuschätzender Güte, nämlich vier offene Interviews mit Kriminalpolizisten. Aufgrund der hermeneutischen Auslegung dieser Daten entlang den Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik möchte ich Typen *konstruieren*, welche mir bei der Vermessung und Darstellung des Feldes behilflich sind.

Nun will ich nicht behaupten, diese Fragen seien schon bei der Konzeption meines Forschungsprojektes in dieser Form klar gewesen. Dies zu behaupten hieße, die Forschungspraxis völlig zu ignorieren. Zu Beginn stand nicht eine klar umrissene Frage, sondern eher eine diffuse Fragerichtung nach dem Detektionsprozeß von Kriminalpolizisten im Vergleich zu Sozialwissenschaftlern. Die Datenerhebung und die allererste Sichtung der Daten beeinflusste nicht nur tiefsitzende Hintergrundtheorien und emotional eingefärbte Einstellungen, sondern auch die Fragen, die an das

Material gestellt wurden. Aber erst *nachdem* die Fragen klar waren – und allein darauf zielen meine Bemerkungen – ließ sich das Material systematisch auswerten, was nichts anderes heißt, als daß durch die Systematisierung die Analyse *darstellbar* und *kritisierbar* geworden ist.

Auf die Grundlagen der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik möchte ich hier nicht eingehen. Nur soviel: ähnlich wie die objektive Hermeneutik analysiert sie am liebsten natürliche Daten, favorisiert sie die Sequenzanalyse und möchte die objektive Bedeutung von Erscheinungen ermitteln – allerdings verzichtet sie auf weitreichende strukturtheoretischen Annahmen. Äußerungen von Personen werden stets als Handlungen betrachtet und diese immer als Reaktionen auf vorangegangenes Handeln und die antizipierte Bedeutung der eigenen Handlung. Und sie weisen besondere Merkmale auf. Läßt sich eine wiederkehrende Besonderheit in Aufbau und Vollzug von Handlungen ausmachen, hat man die typische Besonderheit oder die Falltypik.

Zum methodischen Vorgehen kurz folgendes: Aus zehn verschrifteten Interviews, die während einer teilnehmenden Beobachtung mit Kriminalbeamten einer Großstadt geführt wurden, wurden willkürlich vier ausgewählt. Diese vier wurden in einem Schnelldurchlauf danach durchgesehen, ob sich die Beamten explizit zum Umgang mit dem Wissen um typisches Verhalten geäußert haben. Diese Teile wurden dann herausgegriffen und extensiv sequenzanalytisch interpretiert. Am Ende der Interpretation stand dann die Verdichtung zu einem Typus. Dieser Typus wurde dann benannt mit einer für diesen Typus kennzeichnenden Äußerung in der Sprache des Falles. Um Mißverständnissen vorzubeugen: dieser Typus entspricht nicht notwendigerweise der gesamten Falltypik. Um diese zu bestimmen, müßten weitere Textstellen ausgedeutet und miteinander verdichtet werden. Der hier von mir ermittelte Typus kann mit der Falltypik identisch sein, muß es aber nicht. Die ermittelten Typen sind erst einmal allein Arbeitsmittel zu heuristischen Zwecken. Im übrigen versteht es sich von selbst, daß ich nur Ergebnisse darstellen werde, nicht den Prozeß, der zu diesen Ergebnissen führte.

1. Typus: Meine Schweine erkenne ich am Gang: Unser Kriminalist mit zwanzig Jahren Berufserfahrung weiß nicht nur, wann man Einbrecher wird und wann man damit aufhört, er weiß auch, wie die einzelnen in seinem Revier vorgehen, was und wie sie rauchen und wie sie selbst in einer großen Menge von anderen Menschen erkennbar sind. Wie ein Förster oder besser: wie ein Hirte kennt er alle seine Tiere, weil er tagtäglich mit ihnen zusammen ist. Er gehört mit zum Feld. Es sind seine Tiere, sie sind ihm anvertraut, und er achtet darauf, daß der von ihnen versuchte Schaden nicht allzu groß wird. Sein semiotisches Modell: Etwas innerhalb oder außerhalb der Täter nötigt diese, sich stets in gleicher Weise zu verhalten. Da sie aus Unfähigkeit, Dummheit etc. nicht in der Lage sind, ihr Verhalten umzustellen, besteht die Kunst der Detektion darin, ein Wissen um die jeweilige Einzeltypik zu erlangen und dann immer wieder anzuwenden. Das Wissen erwirbt man im Laufe der Jahre, weil man im selben Feld ansässig ist.

2. Typus: Jeder Fall ist anders: Kriminalkommissar Lindner, etwa genauso lange bei der Firma wie sein Kollege Peters, versteht sich nicht als Oberförster, der seinen Bestand und dessen Gewohnheiten genau kennt. Für ihn ist Polizeiarbeit erst einmal viel Einsatz, sich immer wieder aufs neue mit Beobachtungen auseinanderzusetzen. Keine Tat wiederholt sich identisch, und kein Täter verhält sich immer gleich. Täter ermittelt man, indem man mit viel Feingefühl und Einsatz immer wieder seine Typisierungen überprüft und korrigiert – und notfalls mit einer nicht näher zu beschreibenden Intuition neue Typen entwirft. Er glaubt, daß Täter lernfähig sind und daß sie wissen, was die Polizei alles kann und darf und was nicht, und daß die Täter aufgrund dieses Wissens ständig neues Verhalten entwickeln. Deshalb sind Tatmerkmale, die gestern möglicherweise noch für einen bestimmten Täter typisch waren, heute für ihn völlig untypisch. Auch glaubt Kriminalkommissar Lindner an den Zufall. Für ihn ist die Welt nicht in einer Ordnung, die von Regeln und Gesetzen gewährleistet und immer wieder hergestellt wird. Zu oft hat er schon erlebt, daß das scheinbar so klar, das einfach so gewesen sein muß, sich letztendlich als eine Reihe unwahrscheinlicher und nicht vorhersehbarer Pannen und Zufälle erweist. Sein semiotisches Modell: Von beobachteten Merkmalen kann man nicht sicher auf „dahinter“ liegende Ursachen schließen, immer muß berücksichtigt werden, daß die beobachteten Merkmale Resultat bisher noch nicht typisierter Ursachen sind.

3. Typus: Man sieht jemanden an, ob er lügt oder nicht: Kommissar Zoller vertraut auf seine Ausbildung und die Wissenschaft. Sie hat ihm das Wissen vermittelt, daß sich innere Einstellungen auch am Körper entäußern sollen. Lombroso und Kretschmer gelten ihm als Wegbereiter moderner Kriminalistik, da sie begannen, systematisch Typologien von Verbrechern und den dazugehörigen Verbrechertypen zu entwickeln. Innere Prozesse werden für Herrn Zollner immer von erkennbaren somatischen Prozessen begleitet. Diese somatischen Erscheinungen sind direkter Ausdruck innerer Vorgänge. Aufgabe der Kriminologie ist es, die somatischen Ausdrucksformen genau zu beschreiben, um sie dann einem inneren Vorgang exakt zuzuschreiben. Und die Aufgabe des Kriminalbeamten ist es, diese Zeichensysteme gut zu lernen und in der Praxis anzuwenden. Sein semiotisches Modell: Beobachtete Merkmale sind Ausdruck und Anzeichen regelgeleiteter Prozesse. Auf diese kann mit sehr großer Sicherheit geschlossen werden.

4. Typus: Bei dem einen sieht man es, bei dem anderen nicht: Herr Meiers weiß, daß es Regeln gibt, die gelten. Er weiß aber auch, daß es Fälle gibt, wo sie nicht gelten. Unterscheiden kann er die beiden Fallgruppen nicht. Deshalb hat er eine vorsichtige Maxime entwickelt: Gehe immer davon aus, daß die Zeichen täuschen, und suche weiter!

Man kann nun versuchen, diese vier Typen miteinander zu vergleichen, d. h. nach Gemeinsamen und Trennungen zu suchen. Auch hier ist wichtig, daß ohne einen Fragehorizont gar nichts läuft. Und meine Frage lautet:

Wie nutzen Polizisten das Wissen um typisches Täterverhalten bei ihren Ermittlungen? Und vor dem Hintergrund dieser Frage kann man feststellen, daß es zwischen den Äußerungen von Herrn Lindner und Herrn Meiers mehr Gemeinsames als Trennendes gibt, ebenso zwischen denen von Herrn Zoller und Herrn Peters. So ist den Äußerungen von den Herren Zoller und Peters die zentrale Überzeugung gemeinsam, daß (1) sich etwas Verborgenes (Latentes) auch immer in Merkmalen entäußert und daß (2) sie persönlich in der Lage sind, von den Merkmalen gültig auf das Zugrundeliegende zu schließen. Uneins sind sie bei der Frage, weshalb sie dies Vermögen besitzen. Der eine setzt mehr auf die Wissenschaft (kennt die Regel), der andere auf seine Milieuansässigkeit (erkennt Einzelexemplare wieder). Herr Lindner und Herr Meiers geben sich dagegen sehr viel skeptischer. Weder glauben sie, daß ihre Kunden sich stets gleich verhalten, noch sehen sie sich in der Lage, aufgrund ihres Wissens von Merkmalen auf dahinter sich verborgende Täter schließen zu können. Ihre Skepsis geht sogar noch weiter: Das beobachtete Verhalten (Merkmal) ist nicht mehr *Symptom* eines Ereignisses, auf das recht schnell und zielsicher geschlossen werden kann, sondern das Beobachtete ist *Indiz* für irgendein Ereignis. Das Indiz weist nicht klar und deutlich auf ein verursachendes Ereignis, sondern auf viele mögliche. Unter diesen möglichen befinden sich sowohl bereits bekannte als auch noch nicht bekannte. Mit „feeling und Einsatz“ vorzugehen, heißt sich darauf einzustellen, daß etwas so oder aber ganz anders sein kann, heißt, sich auf Veränderungen einzustellen und bei jeder Beobachtung zu prüfen, ob das Beobachtete einem bekannten Typus entspricht oder ob ein neuer Typus gebastelt werden muß. Wer seine Schweine am Gang erkennt, vertraut auf sein vorhandenes Wissen, nutzt dieses als Vermessungsinstrument und ordnet alles Beobachtete mit Hilfe seines Wissens ein. Mit „feeling und Einsatz“ findet man dagegen nicht nur das bereits Bekannte, sondern schafft sich für das Neue neue Typen, welche sich in der Zukunft bewähren können.

Die Betrachtung der Typisierungsleistungen der Kriminalbeamten zeigt, daß es zumindest zwei unterschiedliche Arten der Typisierung gibt: einmal die Typisierung als *Unterordnung* einer Beobachtung unter einen bereits bekannten Typus, zum anderen die Typisierung als die *(Re)Konstruktion* eines noch nicht bekannten Typus aus den Daten der Beobachtung. (Ob man letzteres Rekonstruktion nennt oder Konstruktion, hängt von dem jeweils vorhandenen Erkenntnisoptimismus ab.) Unterordnung und *(Re)Konstruktion* sind zwei völlig verschiedene geistige Akte, was ein weiteres Beispiel erläutern soll.

Zivilstreife im Auto durch ein Wohnviertel einer Großstadt: Drei Zigeunerinnen⁶, eine davon offensichtlich schwanger, werden beobachtet, wie sie von Haus zu Haus gehen und schellen. Verdacht auf Tagesraub. Unterstelltes zigeunertypisches Vorgehen: Bei den Leuten wird angeläutet mit der Bitte, ein Glas Wasser für die schwangere Frau zu erhalten. Bei der Versorgung der scheinbar Kranken wird gestohlen, was in Reichweite ist und wertvoll erscheint. Begleitet wird das Trio in der Regel von zwei

Männern, die das Beutegut in Empfang nehmen und in einem in der Nähe abgestellten Fahrzeug deponieren sollen. Soweit die Typik!

Die Kriminalbeamten observieren nun die drei Zigeunerinnen, entdecken auch bald deren Helfer, werden jedoch auch entdeckt. Daraufhin versuchen die Beamten, das Basisfahrzeug zu finden, um Beute sicherzustellen und zugleich eine Straftat nachweisen zu können. Sie fahren die Gegend ab und suchen nach dem typischen Zigeunerfahrzeug – einem großen Mercedes mit Anhängerkupplung, älteres Modell, metallic, sehr breit, sehr wuchtig, vermutliches Kennzeichen von H.-Stadt (Stadt in der Nähe mit hohem Zigeuneranteil). Ein Wagen mit dem passenden Nummernschild wird gefunden, auch alle anderen Merkmale stimmen. Aber: Am Heckfenster befinden sich Aufkleber. Diese kündeten von der letzten Rallye auf dem Nürburgring und von der Auffassung, daß man gut und gerne auf Atomkraftwerke verzichten könne. Aufgrund dieser Aufkleber („Zigeuner haben an ihren Wagen nie solche Aufkleber!“) unterlassen die Beamten sowohl eine Halterabfrage als auch eine eingehende Untersuchung des Wagens. Sie fahren weiter, finden jedoch das Basisfahrzeug nicht.

Ich will hier nicht behaupten, daß das gefundene Fahrzeug tatsächlich das Täterfahrzeug war, mir geht es allein um die Plausibilisierung der Unterscheidung zwischen Unterordnung und *(Re)Konstruktion*. Die Beamten verfügen über ein Wissen, wie sich bestimmte Zigeuner beim Tageseinbruch verhalten. (Woher sie dieses Wissen haben und ob es etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat, steht hier nicht zur Debatte.) Dieses Verhalten ist an bestimmten *Merkmalen* erkennbar. Die Konstellation bestimmter Merkmale macht das Typische aus. Beobachtet man das Vorhandensein einiger Merkmale, dann schließt man auch auf die Präsenz der übrigen. Und andersherum: sind einige beobachtete Merkmale nicht Teil des Typus, dann liegt ein anderer Typus vor. Die oben beschriebenen Beamten ordnen ihre Beobachtungen einem bereits bekannten Typus unter, sie *(re)konstruieren* keinen neuen. Anders wäre es gewesen, wenn sie an der Gültigkeit ihres Wissens gezweifelt hätten. Dann hätten sie möglicherweise gedankenexperimentell einen Tätertypus entworfen, der um die Ermittlungspraxis der Polizei weiß und aufgrund dieses Wissens mit minimalem Aufwand eine gelungene Tarnhandlung entwerfen kann. In diesem Falle wäre das unverdächtige Fahrzeug gerade wegen der untypischen Aufkleber näher untersucht worden.

3. Qualitative Induktion und Abduktion:

Schaut man nun die theoretischen Schriften zur Struktur der Erkenntnis durch und sucht nach begrifflichen Parallelen für die oben festgestellte Unterscheidung von Typisierungsleistungen, dann stößt man schnell auf die Arbeiten von Charles Sanders Peirce⁷. Er hat vor allem in seinen Spätschriften eine ähnliche Differenzierung gefunden und dabei den Akt des unterordnenden Schlußfolgerns „*Qualitative Induktion*“ und den des

(re)konstruierenden „Abduktion“ genannt. Beide Akte – auch wenn sie sich in Form und Leistung sehr deutlich voneinander abheben – stellen sich als einander ergänzende Typisierungen dar: am Anfang steht ein beobachtetes Verhalten und am Ende ist dieses Verhalten als konkreter Ausdruck typischen Handelns verständlich. Allerdings schafft der eine Akt neue Typen, während der andere auf bereits bestehende zurückgreift. Die Abduktion ist gefordert, wenn die qualitative Induktion nicht mehr weiter kommt. Es lassen sich also zwei Formen des Typisierens bestimmen:

- (1) Die Unterordnung des Beobachteten unter einen bereits bekannten Typus aufgrund gemeinsamer Merkmale und
- (2) die Erfindung einer neuen Regel, welche eine bestimmte Auswahl von Merkmalen zu einem neuen Typus zusammenbindet.

Beide Formen sind Teil des normalen, aber auch des wissenschaftlichen Alltags. Beide wechseln sich ab und ergänzen einander. Stets werden aktuelle Daten der Wahrnehmung (das sind natürlich auch die erhobenen Felddaten) daraufhin geprüft, ob ihre Merkmale mit den Merkmalen bereits bestehender Typen hinreichend übereinstimmen. Kommt das Angemessenheitsurteil zu einem positiven Ergebnis, wird mittels qualitativer Induktion zugeordnet. Kommt das Angemessenheitsurteil jedoch zu dem Ergebnis, daß keine der bisher bekannten Typen zu den wahrgenommenen Merkmalen hinreichend paßt, dann ist die Abduktion gefragt. Die Abduktion greift nicht auf bereits vorhandene Typen zurück, um etwas Beobachtetes zu erklären, sie erschafft einen neuen Typus. Dabei ist der Schluß, bestimmte Merkmale zu einem neuen Typus zusammenzubinden, äußerst waghalsig. Aber nicht nur das: zudem ist er durch keinen Algorithmus herbeizuführen, sondern er stellt sich eher unwillkürlich ein. Begleitet wird die Abduktion (aber auch die qualitative Induktion) von einem angenehmen Gefühl, das überzeugender ist als jede Wahrscheinlichkeitsrechnung. Leider irrt dieses gute Gefühl nur allzu oft. Abduktionen und in begrenztem Maße auch qualitative Induktionen sind geistige Akte, die nie allein kognitiv und rational fundiert sind. Sie gründen in Prozessen, die nicht rational begründ- und kritisierbar sind – das gilt natürlich nicht für deren Ergebnisse. Diese Prozesse sind noch nicht einmal vollständig darstellbar.

Gegenstände bzw. Daten der Wahrnehmung begegnen einem nie unvorbereitet. Immer sind Wahrnehmungen Teil und Ergebnis von interessiertem Handeln. Dieses Handeln wird durch die Wahrnehmungen gefördert oder gehemmt, da sie entweder passen oder sich widersetzen. So löst das Wahrgenommene immer eine Emotion aus – eine angenehme oder eine unangenehme: Angst, Neugier, Wohlbefinden oder Schrecken. Mit solchen Emotionen sind alle Daten der Wahrnehmung eingefärbt. Diese Einfärbung wird ergänzt durch eine Konturierung der Wahrnehmungsdaten entlang gattungsspezifischer und via Sozialisation erworbener Sehgewohnheiten. Beides: emotionale Einfärbung und Gliederung nach Sehgewohnheiten ereignen sich unwillkürlich und fernab jeder Kritik und

Kontrolle. Dennoch liefern sie das Rohmaterial unserer bewußten Urteile. Eine Wirklichkeit jenseits dieser Daten mag vielleicht existieren, doch über diese läßt sich nichts Sinnvolles sagen. Allein die Wirklichkeit diesseits dieser Daten kann untersucht werden.

Auf diese Daten der Wahrnehmung greift der handelnde Mensch im Alltag und im Alltag der Wissenschaft zurück. Vor dem Hintergrund von Interessen, Fragestellungen, Hoffnungen oder Befürchtungen werden die Daten der Wahrnehmung ausgedeutet. Dieser Zugriff auf die Daten kann sich bewußt und kontrolliert vollziehen. In der Wissenschaft zumindest *sollte* es so sein, und der Feldforscher tut gut daran, die einzelnen Stufen seiner Konstruktionen (=Reduktion) sich und den Lesern bewußt zu machen. Doch auch hier gilt die vorsichtige Maxime, daß möglicherweise auch die Wissenschaft gelegentlich auf anderen Wegen zu brauchbaren Ergebnissen kommen kann.

Für den Feldforscher verbleibt deshalb nur eins, wenn er sich seinen Daten mit dem Ziel nähert, komplexitätsreduzierende Typisierungen zu erstellen: in *einer Haltung* immer *beide* Möglichkeiten zugleich in Rechnung zu stellen, nämlich daß alles zu jeder Zeit möglich ist und daß alles schon einmal dagewesen ist.

Doch eins ist klar, das sei gegen Ende noch gesagt: Wenn die Wissenschaft und auch die wissenschaftliche Typisierung nur so verfährt, wie ich es hier in diesem Aufsatz getan habe, dann verbleibt sie in der qualitativen Induktion. Im weiteren Verlauf der Forschung muß sich zeigen, ob abduktive Schlußfolgerungen vonnöten sind. Diese Situationen zu erkennen, wird nicht einfach sein, ist doch kein sicheres Anzeichen für das Scheitern qualitativer Induktionen zu benennen. Bleibt nur eins: die zwei Perspektiven, daß alles zu jeder Zeit möglich ist und daß alles schon mal dagewesen ist, zu einer Haltung zusammenzubinden, also immer beides zugleich zu denken, und versuchen, damit zu leben.

Anmerkungen

(1) Wenn man Objekte untersucht, von denen es nur wenige gibt, fällt es schwer, die absolut notwendige Anonymisierung gut zu bewerkstelligen. Denn selbst, wenn man nur sehr wenige – sogenannte objektive – Daten liefert, ist mittels Rasterfahndung das Objekt schnell ermittelt. So reichen z. B. zur treffsicheren Bestimmung folgender Polizeibehörde allein drei Daten: sie liegt (a) in einer Großstadt (b) in Bayern, und (c) in ihr ist der Zugang zu Gütern aller Art überdurchschnittlich teuer. Wie sich zeigt, geraten in manchen Forschungsbereichen die unbestreitbaren Ziele „Offenlegung der Daten“ und „Schutz des Forschungsfeldes“ in einen heftigen Konflikt. Will man nun die Identifizierung seines Forschungsgegenstandes verhindern, ist man gezwungen, Spuren zu verwischen und außerdem falsche Spuren zu legen. Nur soviel sei zu meinen weiter unten vorgestellten Daten gesagt: Einiges stimmt, anderes stimmt so nicht, und wieder anderes ist frei erfunden. Keine Beschreibung entspricht genau einer wirklichen Person oder Dienststelle.

(2) Von dieser Form der Typisierung ist das Verfahren der *Kategorisierung* trotz der manchmal fließenden Grenzen zu unterscheiden. Die Kategorisierung geht

von einer bereits bekannten Merkmalskombination aus und sucht diese in den Daten wiederzufinden, sie prägt das Material nach einem Vorbild. Hier wird bekannte Ordnung lediglich verallgemeinert. Die logische Form dieser Operation ist die Deduktion. Bei einer Typisierung steht die Entscheidung an, ob man sich einer bereits bestehenden Typik anschließt, bei der Kategorisierung hat man sich entschlossen, alles als Wiederkehr des Bewährten anzusehen. Die Grenzen zwischen diesen beiden Operationen sind deshalb oft fließend, weil Merkmalskombinationen nicht von den Qualitäten der Daten erzwungen werden, sondern Ergebnis einer interessierten Zuwendung zu den Daten sind. Stimmen Merkmalskombinationen überein, dann ist dies die Folge des mehr oder weniger bewußten Entschlusses, die Dinge so zu sehen, wie sie andere schon sahen.

(3) Damit widerspreche ich der These von Weber, Idealtypen seine noch keine Hypothesen. „Für die Forschung will der idealtypische Begriff das Zurechnungsurteil schulen: es ist keine ‚Hypothese‘, aber er will der Hypothesenbildung die Richtung weisen. Er ist nicht eine Darstellung des Wirklichen, aber er will der Darstellung eindeutige Ausdrucksmittel verleihen“ (ebd. S. 190). Im Sinne von Peirce wäre die Entwicklung eines Idealtypus eine Abduktion bzw. qualitative Induktion, dagegen seine Beschreibung wohl eine Hypothese. Das implizite oder explizite Formulieren einer Regel, nach der bestimmte Merkmale in einer bestimmten Kombination eine Einheit bilden, ist aus dieser Sicht zweifellos eine Hypothese über die Beschaffenheit von Welt, in der fortgesetzt gehandelt werden muß. Allerdings gibt es komplexe und explizitere Hypothesen, nämlich solche, wie ermittelte hypothetische Merkmalskombinationen mit anderen hypothetischen Merkmalskombinationen in Verbindung gebracht werden können etc. – wenn man so will: Hypothesen erster Ordnung, zweiter Ordnung . . .

(4) Das Sprechen von der „Hohlform“ macht allerdings Raum für ein sehr viel groberes „realistisches“ Mißverständnis, das in dieser oder leicht abgewandelter Form über Jahrhunderte die Forschung in den Natur- und Geisteswissenschaften entscheidend prägte. Man könnte nämlich denken, andersherum würde auch ein Schuh daraus – will sagen: man könnte ja auch die Konstruktion von Typisierungen begreifen als eine sorgfältige Anfertigung eines möglichst eng anliegenden Gerüsts um ein *bereits bestehendes* Denkmal (z. B. das der amerikanischen Präsidenten in der Felswand). Dies könnte man dann von der Felswand abrücken und man hätte mit der Hohlform auch den Abdruck der Wirklichkeit.

(5) Das Typisierungen konstruierte Hilfsmittel sind, ist weder eine besonders neue Erkenntnis, noch auf die Geisteswissenschaften beschränkt. Auch die Physik weiß davon in schönen Metaphern zu berichten: „Physikalische Begriffe sind freie Schöpfungen des Geistes und ergeben sich nicht, wie man sehr leicht zu glauben geneigt ist, zwangsläufig aus den Verhältnissen der Außenwelt. Bei unseren Bemühungen, die Wirklichkeit zu begreifen, machen wir es manchmal wie der Mann, der versucht, hinter den Mechanismus einer geschlossenen Taschenuhr zu kommen. Er sieht das Zifferblatt, sieht, wie sich die Zeiger bewegen, und hört sogar das Ticken, doch er hat keine Möglichkeiten, das Gehäuse aufzumachen. Wenn er scharfsinnig ist, denkt er sich vielleicht einen Mechanismus aus, dem er alles das zuschreiben kann, was er sieht, doch ist er sich wohl niemals sicher, daß seine Idee die einzige ist, mit der sich seine Beobachtungen erklären lassen. Er ist niemals in der Lage, seine Ideen an Hand des wirklichen Mechanismus nachzuprüfen. Er kommt überhaupt gar nicht auf den Gedanken, daß so eine Prüfung möglich wäre, ja, er weiß nicht einmal, was das ist. Bestimmt glaubt er aber, daß seine Vorstellung von der Wirklichkeit immer einfacher wird, je mehr sein Wissenshorizont sich weitert, und er ist überzeugt, daß er auf diese Weise einen immer größeren Kreis seiner sinnlichen Wahrnehmungen wird deuten können. Vielleicht glaubt er auch an eine unerreichbare Grenze aller Erkenntnis und daran, daß der Mensch sich mit den Produkten seines Geistes dieser Grenze immer mehr nähert. Diese Grenze, mag er dann wohl als objektive Wahrheit bezeichnen.“ (Einstein/Infeld 1987, S. 40)

(6) Diese Begriffswahl ergibt sich aus dem schlichten Sachverhalt, daß im Feld die Fahrenden/Nichtseßhaften so genannt werden, und zwar ohne pejorativen Beigeschmack. Dem Leser möchte ich hier die offizielle Sprachregelung im liebevollen Amtsdeutsch ersparen.

(7) Siehe dazu Peirce 1976. Die zugespitzte Unterscheidung zwischen Qualitativer Induktion und Abduktion findet sich auch in Reichertz 1989.

Literatur

BECKER, H., Constructive Typology in the social Sciences, in: American Sociological Review, Vol. V, 1940, S. 40–55.

EINSTEIN, A./INFELD, L. Die Evolution der Physik. REINBEK, 1987 (1950).

MATURANA, H. R., Kognition, in: SCHMIDT, S. J. (Hrsg.), Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt a. M. 1987, S. 89–118.

PEIRCE, CH. S., Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus, Frankfurt a. M. 1976.

REICHERTZ, J., „ . . . als hätte jemand den Deckel vom Leben abgehoben.“ Gemeinsames zwischen Sam Spade und Charles Sanders, Peirce, in: Kodikas/Code 1988, Vol. 11, Nr. 3/4, S. 345–359.

WEBER, M., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1973.

März 1990

Fachbereich Erziehungs-, Sozial- und Geisteswissenschaften
Fernuniversität Gesamthochschule Hagen
Postfach 940
5800 Hagen